

Stadtführung einmal anders!



Habt ihr schon einmal eine entsetzlich laaaaaangweilige Stadtführung miterlebt? Wie könnt ihr vermeiden, dass euch das in Rastatt bald schon wieder passiert? Ganz einfach: Ihr übernehmt die Stadtführung selber und macht alles besser! Und das geht so:

Ihr tragt als Gruppe Verantwortung für eine Station, einen „Schauplatz der Revolution in Rastatt“. Eure Aufgabe wird am Exkursionstag sein, euren Klassenkameraden klarzumachen, warum eure Station für die Revolution von besonderer Bedeutung ist. Dazu erhaltet ihr schon jetzt einen Text, der alle wichtigen Informationen enthält, aber auch genügend Spannendes, Komisches, Rührendes bietet, um daraus einen interessanten und unterhaltsamen Beitrag zu machen.

Unterhaltsam wird euer Beitrag zur Stadtführung aber vor allem dadurch, dass ihr alles, was ihr für berichtenswert haltet, in einer Art **Rollenspiel** verpackt. Ihr stellt euren Revolutionsschauplatz vor, indem ihr ein **Zeitzeugengespräch** stattfinden lasst. An diesem Gespräch nimmt ein Erzähler bzw. Moderator teil sowie ein oder mehrere „Zeitzeugen“, die ihre Erlebnisse und Abenteuer erzählen – vielleicht noch immer ganz aufgeregt, begeistert, entsetzt oder belustigt.

Einer von euch übernimmt also die Rolle des Erzählers bzw. Moderators. Er muss in seiner Anmoderation Hintergrundinformationen bringen, seine Gesprächsteilnehmer vorstellen, schon einmal ein bisschen Neugier wecken bei euren Klassenkameraden. Später, im Gespräch, kann er bei den Zeitzeugen auch einmal nachfragen, wenn er etwas nicht ganz verstanden hat – oder etwas erklären, was das Publikum nicht verstehen kann.

Die Zeitzeugen wiederum schildern die Revolutionsereignisse aus ihrer jeweiligen Sicht. Wenn die Zeitzeugen dabei unterschiedliche Auffassungen vertreten, ist es nicht auszuschließen, dass es zu einem heftigen Wortgefecht kommt! Vielleicht muss der Moderator dann schlichten...

Das Zeitzeugengespräch sollte **zwischen drei und acht Minuten** lang sein.



Das Schloss in Rastatt. Auch hier wird euch eure Stadtführung hinführen...

© Ingo Brömel

Eure Station: Carl-Schurz-Brunnen

Vorschläge* für das Revolutionsgespräch (*ihr könnt auch andere Personen auftreten lassen):

Schüler 1: Moderator / Erzähler

Schüler 2: Carl Schurz

Schüler 3: Bursche Adam *oder* Artillerieoffizier Neustädter

Station 8: Carl-Schurz-Brunnen



Ein würdiges Denkmal für den vielleicht berühmtesten „Bürger“ Rastatts? Oder hat es einen Grund, dass der Brunnen fast aussieht wie ein Kanaldeckel?
© Ingo Brömel

unbehaglichen gehuckten Stellung befanden und, um uns fort zu bewegen, halb gehen, halb kriechen mußten. Das Wasser auf dem Boden reichte uns bis über die Fußgelenke. Wir hatten unserer Berechnung nach ungefähr die Mitte der Länge des Kanals erreicht, als ich mit dem Fuße an ein kurzes im Wasser liegendes Brett stieß, das sich quer zwischen die Wände des Kanals einklemmen ließ, so daß es uns als eine Art von Bank zum Niedersitzen dienen konnte. Ich schlug meinen Genossen vor, daß wir auf der Bank bis gegen Mitternacht sitzen bleiben sollten, um dann den Kanal zu verlassen und zuerst die Deckung eines nahen mit Welschkorn bepflanzten Feldes zu suchen.

1981 wurde zum Gedenken an Carl Schurz (→ Station 6) dieser kleine, unscheinbare Brunnen errichtet. Ein sonderbarer Ort für eine Gedenkstätte: außerhalb der Rastatter Innenstadt, sogar außerhalb der alten Festungsanlage. Auch das Denkmal selbst wirkt eigenartig: eine flache Brunnenschüssel über einem gullyartigen Bodengitter. Was hat es damit auf sich?

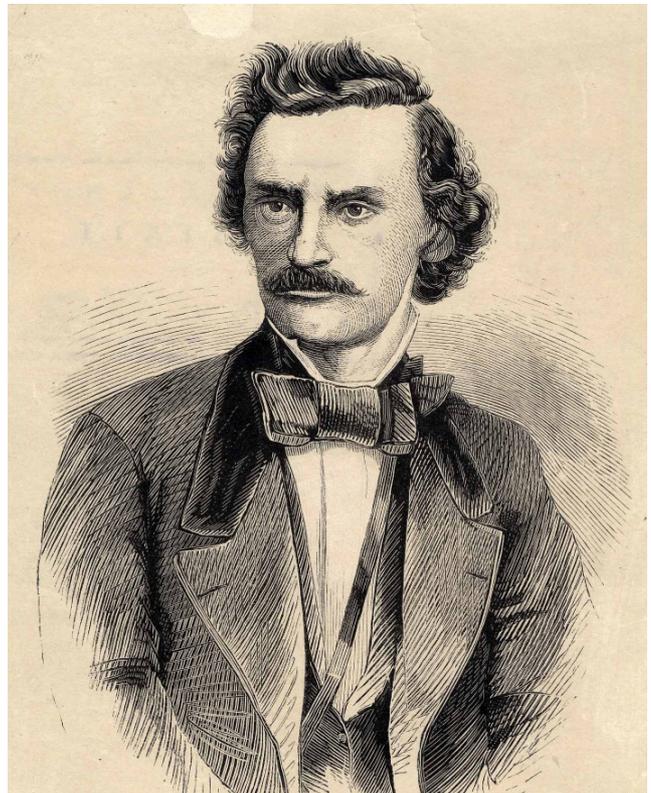
Wir begeben uns noch einmal in die „Lebenserinnerungen“, die Carl Schurz viele Jahre nach der Deutschen Revolution in Amerika verfasst hat¹.

Gerade beginnt die Übergabe der Festung Rastatt an die Preußen. Schurz hat sich damit abgefunden, nun mit allen anderen Freiheitskämpfern die Festung zu verlassen und sich den Preußen zu ergeben. Für ihn bedeutet das, da ist er sich sicher, schon sehr bald die standrechtliche Erschießung.

„Da schoß mir plötzlich ein neuer Gedanke durch den Kopf. Ich erinnerte mich, daß ich vor wenigen Tagen auf einen unterirdischen Abzugskanal für das Straßenwasser aufmerksam gemacht worden war, der bei dem Steinmauerer Tor aus dem Innern der Stadt unter den Festungswerken durch ins Freie führte. Würde es mir nicht möglich sein, durch diesen Kanal zu entkommen? Würde ich nicht, wenn ich so das Freie erreichte, mich bis an den Rhein durchschleichen, dort einen Kahn finden und nach dem französischen Ufer übersetzen können? Mein Entschluß war schnell gefaßt — ich wollte es versuchen.

[Der Artillerieoffizier Neustädter und sein Bursche Adam, die Schurz schnell in seinen Plan einweiht, schlossen sich ihm an.] Unterdessen begann die Besatzung in geschlossenen Kolonnen über den Markt zu marschieren. Wir folgten der letzten Kolonne eine kurze Strecke, schlugen uns dann in eine Seitengasse und erreichten bald die innere Mündung unseres Kanals. Ohne Zaudern schlüpfen wir hinein. Es war zwischen ein und zwei Uhr nachmittags am 23. Juli.

Der Kanal war eine von Ziegelsteinen gemauerte Röhre, etwa 4—4½ Fuß hoch und 3—3½ Fuß breit, so daß wir uns darin in einer



Carl Schurz (Datum unbekannt). © Stadtarchiv Rastatt

Während wir so miteinander zu Rate gingen, hörten wir über uns allerlei dumpfes Getöse wie das Rollen von Fuhrwerken und den dröhnenden Tritt großer Menschenmassen — woraus wir schlossen, daß nun die Preußen in die Festung einzögen und die Tore und Wälle besetzten. Als es etwas stiller geworden war, vernahmen wir den Klang einer Turmuhr, welche die Stunden schlug. Gegen neun Uhr abends fing es an zu regnen, und zwar so stark, daß wir das Klatschen des herabströmenden Wassers deutlich unterscheiden konnten. Wir fühlten, wie das Wasser in unserm Kanal stieg und bald mit großer Heftigkeit, wie ein Gießbach, hindurchschoß. Nach einer Weile überflutete es die Bank, auf welcher wir saßen, und reichte uns in unserer sitzenden Stellung bis an die

Brust. Auch gewahrten wir lebendige Wesen, die mit großer Rührigkeit um uns her krabbelten. Es waren Wasserratten. „Wir müssen hinaus“, sagte ich zu meinen Genossen, „oder wir werden ertrinken.“ So verließen wir denn unser Brett und drangen vorwärts. Kaum hatte ich ein paar Schritte getan, als ich in der Finsternis mit dem Kopf gegen einen harten Gegenstand stieß. Ich betastete ihn mit den Händen und entdeckte, daß das Hindernis in einem eisernem Gitter bestand. Aber als ich das Gitter mit beiden Händen ergriff, wie wohl ein Gefangener an den Eisenstäben seines Kerkerfensters rüttelt, gewahrte ich, daß es nicht ganz bis auf den Boden reichte, sondern etwa anderthalb bis zwei Fuß davon abstand. Freilich mußten wir, um unter dem Gitter durchzuschlüpfen, mit dem ganzen Körper durch das Wasser kriechen; aber das hielt uns nicht ab. So drangen wir denn rüstig vor, und als wir glaubten, nahe bei der Mündung des Kanals angekommen zu sein, schlug ein furchtbarer Laut an unsere Ohren. Dicht vor uns, nur wenige Schritte entfernt, hörten wir eine Stimme „Halt Werda!“ rufen. Wir standen still wie vom Donner gerührt. Es war offenbar, daß wir uns unmittelbar bei der Mündung des Kanals befanden, daß draußen eine dichte Kette von preußischen Wachtposten stand. Leise, mit angehaltenem Atem, schlich ich noch ein paar Schritte vorwärts. Da war den wirklich die Ausmündung des Kanals, von so dichtem Gebüsch überwachsen, daß sie in der dunkeln Regennacht fast so finster blieb wie das Innere. Aber mich geräuschlos aufrichtend, konnte ich doch die dunkeln Gestalten eines preußischen Doppelpostens dicht vor mir erkennen, so wie auch das Feuer von Feldwachen in einiger Entfernung. Hätten wir nun auch, was unmöglich schien, unbemerkt ins Freie gelangen können, so wäre doch offenbar der Weg nach Steinmauern uns verschlossen gewesen.

Leise, wie wir gekommen, duckten wir uns in unsern Kanal zurück und suchten dort für den Augenblick Sicherheit. Glücklicherweise hatte der Regen aufgehört. Das Wasser war freilich noch hoch, aber es stieg doch nicht mehr. Es blieb also nichts übrig, als in die Stadt zurückzukehren. Aber wie konnten wir in die Stadt zurück, ohne den Preußen in die Hände zu fallen? Seit ungefähr zwölf Stunden waren unsere Füße im Wasser gewesen und daher eisig durchkältet. Nun nahm Adam das Wort. „In der Stadt habe ich eine Base [Cousine]“, sagte er. „Ihr Haus ist nicht weit vom Eingang des Kanals. Um dahin zu kommen, brauchen wir nur durch ein paar Gärten zu gehen. Wir könnten uns da in der Scheune verbergen, bis sich etwas Besseres findet.“

Dieser Vorschlag fand Beifall, und wir beschlossen, den Versuch zu machen. Als wir unsere Bank verließen, um den Rückmarsch anzutreten, hörten wir die Turmuhr draußen drei schlagen. Ich ging voraus und erreichte bald den letzten Luftschaft. Ich nahm die Gelegenheit wahr, um mich aufzurichten und ein wenig zu strecken, wobei mir etwas geschah, das auf den ersten Augenblick ein Unglück schien. Ich hatte meinen kurzen Karabiner bei dem gebückten Gehen durch den Kanal als eine Art von Krücke gebraucht. Indem ich mich aufrichtete, fiel mir der Karabiner ins Wasser und machte ein großes Geräusch. „Holla!“ rief eine Stimme just über mir. „Holla! In diesem Loch steckt was! Kommt hierher!“ Und in demselben Augenblicke kam ein Bajonett, wie eine Sondernadel, von oben herunter durch das Gitter, welches

das Luftloch deckte. Ich hörte es, wie es an die eisernen Stäbe des Gitters anstieß, und wich der Spitze desselben durch rasches Bücken aus. „Nun schnell hinaus!“ flüsterte ich meinen Genossen zu, — „oder wir sind verloren.“ Mit wenigen hastigen Schritten erreichten wir das Ende des Kanals. Ohne uns umzusehen, sprangen wir über eine Hecke in den nächsten Garten und gewannen in schnellem Lauf einen zweiten Zaun, der ebenso überstiegen wurde. Atemlos blieben wir dann in einem Felde hoher Garten-gewächse stehen, um zu horchen, ob uns jemand folge. Wir hörten nichts. Es ist wahrscheinlich, daß das Fallen meines Karabiners ins Wasser die Aufmerksamkeit der Wachtposten in der unmittelbaren Umgebung auf sich gezogen und von der Mündung des Kanals abgewendet hatte. So mag unser Entrinnen durch den zuerst unglücklich aussehenden Zufall erleichtert worden sein.

Als Adam sich an unserm Halteplatz orientierte, fand er, daß wir uns dicht bei dem Hause seiner Base befanden. Wir setzten über einen Zaun, der uns noch von dem zu diesem Hause gehörenden Garten schied, wurden aber da von dem lauten Gebell eines Hundes begrüßt. Um ihn zu besänftigen, opferten wir den letzten Rest unserer Würste. Das Tor der Scheune fanden wir offen, gingen hinein, streckten uns auf dem an der einen Seite aufgehäuften Heu aus und fielen bald in tiefen Schlaf.

Aber diese Ruhe sollte nicht lange währen. Ich wachte jählings auf und hörte die Turmuhr sechs schlagen. Es war heller Tag. Adam hatte sich bereits erhoben und sagte, er wolle nun ins Haus zu seiner Base gehen, um anzufragen, was sie für uns tun könne. Nach wenigen Minuten kehrte er zurück und die Base mit ihm. „Um Gotteswillen“, sagte sie, „was macht ihr hier. Hier könnt ihr nicht bleiben. Heute Morgen kommen preußische Kavalleristen als Einquartierung. Die werden gewiß in der Scheune nach Futter und Streu für ihre Pferde suchen. Dann finden sie euch und wir sind allesamt verloren.“ Wir hatten keine Wahl — wir mußten die Scheune verlassen. Aber wohin? Die Frau zeigte uns durch das geöffnete Scheunentor einen von hohem und dichtem Gebüsch überwachsenen Graben auf der andern Seite des Hofes, in welchem wir uns verstecken könnten. Unsere Lage wurde verzweifelt. Da standen wir, alle drei in badischer Uniform, sofort als Soldaten der Revolutionsarmee zu erkennen. Und nun sollten wir keinen andern Zufluchtsort haben als das einen Graben deckende Gebüsch, mitten in einer Stadt, die von feindlichen Truppen wimmelte!

Die Base ging ins Haus, da sie die Ankunft der Einquartierung jeden Augenblick erwartete. Nach etwa einer halben Stunde kehrte sie zurück und sagte, die Kavalleristen seien gekommen und säßen gerade beim Frühstück. Jetzt könnten wir den Hof passieren, ohne von ihnen gesehen zu werden. So liefen wir denn über den Hof nach dem überwachsenen Graben. Wir fanden, daß an dem Ende des Grabens, nach dem Garten zu, Brennholz über Mannshöhe aufgestapelt war, ein hohles Viereck bildend. Bis zu diesem Viereck konnten wir durch den von dem Gebüsch gedeckten Graben schleichen, und in dem so geschlossenen Raum waren wir so ziemlich vor den Blicken derjenigen geschützt, die etwa vorübergehen mochten. Dort setzten wir uns auf Holzblöcken nieder.

So saßen wir denn, eine Stunde nach der andern auf das Schicksal wartend im beständig herabströmenden Regen, auf unsern Holz-

blöcken, wahre Jammergestalten. Gegen Mittag hörten wir Schritte im Garten nahe bei unserm Versteck. Vorsichtig blickte ich aus der offenen Seite des Brennholzvierecks heraus und sah vom Hause herkommend einen Mann mit einer Säge in der Hand. Nach seinem Aussehen und der Säge schloß ich, daß er ein Arbeiter sei; und da die Arbeiter durchweg der revolutionären Sache günstig waren, so zauderte ich nicht, ihm zu vertrauen. Ich warf einen Holzspan nach ihm, der ihn am Arme traf, und als er still stand, zog ich seine Aufmerksamkeit auf mich mit einem leisen Husten. Er sah mich und trat zu uns. In aller Schnelligkeit erklärte ich ihm unsere Lage und bat ihn, uns ein sicheres Unterkommen zu schaffen. Mein Vertrauen hatte mich nicht getäuscht. Er versprach zu tun, was nötig sei. Dann ging er fort, kehrte aber schon in einer halben Stunde zurück und zeigte uns hart bei dem aufgeschichteten Brennholz einen großen offenen Schuppen. An dem Ende des Schuppens, der uns am nächsten lag, befand sich ein kleiner geschlossener Verschlag, in welchem wahrscheinlich die Arbeiter ihre Werkzeuge verwahrten, und über diesem Verschlag unter dem Dach des Schuppens ein kleiner mit Planken verkleideter Söller (Dachboden). „Ich will eine dieser Planken losbrechen“, sagte der Arbeitsmann. „Ihr könnt dann über das Brennholz unters Dach hineinsteigen und euch dort niederlegen. Ich werde bald wiederkommen und euch etwas zu essen bringen.“

Wir folgten seinem Rat, und es gelang uns, unbemerkt in den kleinen Raum unter dem Dach hineinzuschlüpfen. Unser Gemach war gerade groß genug, daß wir drei bequem darin nebeneinander liegen konnten. Der Boden, auf dem wir uns ausstreckten, war gedielt und mit zollhohem [1 Zoll = ca. 3 cm] weißem Staube bedeckt. In diesem Staub lagen wir nun mit unsern nassen Kleidern. Aber wir fühlten uns wenigstens vorläufig sicher. Es war ungefähr ein Uhr nachmittags, als wir unser neues Asyl bezogen. Wir warteten ruhig, bis unser Freund uns den nötigen Mundvorrat bringen würde, um dann mit ihm weitere Rettungspläne zu überlegen. Nun hörten wir die Turmuhr zwei Uhr schlagen, und drei, und vier, aber unser Mann kam noch immer nicht zurück. Kurz nach vier Uhr wurde es in dem Schuppen unter uns sehr lebhaft. Aus dem Sprechen und Rufen und Poltern, das wir hörten, schlossen wir, daß ein Trupp Reiter gekommen und damit beschäftigt sei, den Schuppen zur zeitweiligen Unterbringung von Kavalleriepferden einzurichten. Die Pferde kamen bald an und auf allen Seiten schwärmte es von Soldaten. Durch die Ritzen der Bretterwände unseres Dachraumes konnten wir sie deutlich sehen. Unsere Lage wurde nun wieder eine äußerst kritische. Wäre es einem der Soldaten eingefallen, den Verschlag zu untersuchen und nachzusehen, was es in dem Dachraum geben möchte, so war unsere Entdeckung unvermeidlich. Irgend ein Geräusch, ein Husten oder Niesen unsererseits würde uns verraten haben. Wir gaben uns Mühe, möglichst leise zu atmen und sehnten uns nach der Nacht. Die Nacht kam, und wir waren noch unentdeckt, aber der Freund, auf dessen Beistand wir rechneten, hatte sich noch immer nicht wieder gezeigt.

Wir fingen an, recht hungrig und durstig zu werden. Nach und nach wurde es ruhiger im Schuppen, und bald hörten wir einige Leute schnarchen, andere von Zeit zu Zeit umhergehen, — wahrscheinlich die Stallwache. Wir fürchteten uns, selbst zu schlafen, obgleich wir sehr erschöpft waren; schließlich aber verständigten wir uns mit

leisem Geflüster dahin, abwechselnd zu schlafen und zu wachen und den jeweiligen Schläfer zu wecken, wenn er zu schwer atmete. So ging die Nacht vorüber und der Morgen brach an, aber unser Helfer kam noch immer nicht. Mittag, Nachmittag, Abend — der ganze zweite Tag dahin —, aber von unserm Freunde keine Spur. Da lagen wir still und steif, von feindlichen Soldaten umgeben, und mit jedem Augenblick schien die Aussicht auf Hilfe immer mehr zu schwinden. Der Durst fing an, uns sehr zu quälen. Wieder wurde es Morgen und unsere Hoffnung auf die Rückkehr unseres Freundes sank und sank. Die Turmuhr schlug Stunde nach Stunde, und keine Hilfe. Unsere Glieder begannen von dem starren Liegen zu schmerzen, und doch konnten wir kaum wagen, unsere Lage zu ändern. Drei Tage und zwei Nächte waren wir nun ohne Nahrung gewesen und ein ungewohntes Gefühl der Schwäche trat ein.

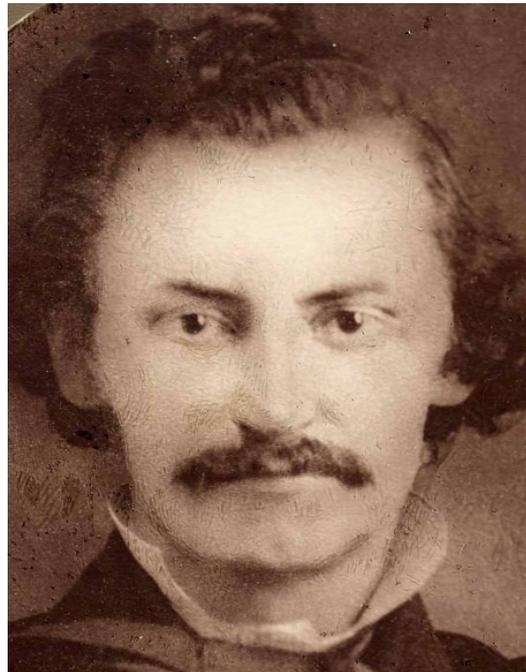
Endlich tauchte in mir ein neuer Gedanke auf. Als wir während dieser dritten Nacht die Soldaten unter uns kräftig schnarchen hörten, flüsterte ich meinem Nachbar zu, indem ich meinen Mund seinem Ohr nahe brachte:

„Neustädter, haben Sie nicht, als wir über das Brennholz kletterten, ein kleines Häuschen bemerkt, das etwa fünfzig Schritt von hier steht?“ „Ja“, sagte Neustädter.

„Da muß ein armer Mann wohnen“, fuhr ich fort, — „wahrscheinlich ein Arbeiter. Einer von uns muß zu ihm ins Haus gehen und zusehen, ob er uns helfen kann. Wollen Sie es versuchen?“

„Ja“.

Ich hatte noch etwas Geld; man hatte uns nämlich kurz vor der Kapitulation unsere Löhnung ausbezahlt. „Nehmen Sie meinen Geld-



Carl Schurz auf einer frühen Fotografie (Datum unbekannt).
© Stadtarchiv Rastatt

beutel“, flüsterte ich, „und geben Sie dem Mann der in dem Häuschen wohnt, zehn Gulden davon, oder soviel er will. Sagen Sie ihm, er solle uns etwas Brot und Wein, oder auch nur Wasser schaffen und sich so bald als möglich erkundigen, ob die preußische Postenkette noch um die Festung herum steht. Sind die Posten eingezogen, so können wir morgen nacht noch einmal den Versuch machen, durch den Kanal fortzukommen. Gehen Sie jetzt und bringen Sie uns ein Stück Brot mit, wenn Sie können.“

„Gut.“

In einer Minute war Neustädter leicht und leise wie eine Katze durch das Loch in der Bretterwand verschwunden. Mein Herz schlug fast hörbar während seiner Abwesenheit. Ein falscher Tritt, ein zufälliges Geräusch konnte ihn verraten. Nach weniger als einer halben Stunde kam er zurück, ebenso leicht und lautlos wie er gegangen war, und streckte sich neben mir aus.

„Es ist alles gut gegangen“, flüsterte er. „Hier ist ein Stück Brot — alles was sie im Hause hatten. Und hier ist auch ein Apfel, den ich im Vorbeigehen von einem Baum gepflückt habe. Aber ich glaube, er ist noch grün.“

Das Brot und der Apfel waren schnell unter uns verteilt und mit Gier verzehrt. Dann berichtete Neustädter mit seinem Mund an meinem Ohr, er habe in dem kleinen Häuschen einen Mann und dessen Frau gefunden; der Mann, dem er die zehn Gulden gegeben, habe ihm fest versprochen, uns Nahrung und auch die gewünschte Kunde über den Stand der Dinge außerhalb der Festung zu bringen. Das erfrischte unsere Lebensgeister, und beruhigt schliefen wir abwechselnd bis zum hellen Morgen. Nun erwarteten wir jeden Augenblick unseren Befreier. Aber eine Stunde nach der andern verging und er kam nicht. Waren wir wieder getäuscht? Endlich gegen Mittag hörten wir jemanden in dem Verschlage dicht unter uns geräuschvoll herum rumoren, als schöbe er schwere Gegenstände von einer Ecke in die andere; dann ein leichtes Husten. Im nächsten Augenblick erschien ein Kopf in der Öffnung unserer Bretterwand und ein Mann stieg zu uns herein. Er war unser neuer Freund. Er schob einen Korb vor sich her, der anscheinend mit Handwerkszeug gefüllt war, aus dessen Tiefe aber bald zwei Flaschen Wein, ein paar Würste und ein großer Laib Brot hervorgegangen wurden. „Da ist etwas für Hunger und Durst“, sagte unser Freund leise. „Ich bin auch um die Stadt herum gewesen. Die preußischen Wachtposten sind nicht mehr draußen. Ich will euch gern helfen. Sagt mir nur was ich tun soll.“

Ich bat ihn nun, nach Steinmauern zu gehen und sich dort nach einem Kahn umzusehen, der uns in der kommenden Nacht über den Rhein bringen könne. Dann solle er gegen Mitternacht in dem Welschkornfelde nahe bei dem Steinmauerner Tor uns erwarten. Das Signal werde ein Pfiff sein, den er beantworten solle, um dann mit uns zusammenzutreffen und uns nach der Stelle zu führen, wo der Kahn liege. Seiner Frau sollte er sagen, daß sie um 11 Uhr nachts etwas zu essen für uns bereit haben möge.

Ich gab dem Manne noch etwas mehr Geld; er versprach alles zu tun, was ich verlangt, und verschwand wieder wie er gekommen war. Nun hielten wir ein königliches Mahl, während dessen unsere gute Laune es uns sehr schwer machte, die nötige Stille zu bewahren. Um so länger schienen uns die folgenden Stunden. Sie waren so voll von Hoffnung und Besorgnis.

Gegen drei Uhr erhob sich ein geräuschvolles Getriebe in dem Schuppen unter uns. Gegen Abend schien sich eine große Menge zu versammeln, und wir unterschieden auch weibliche Stimmen darunter. Dann erklang eine Trompete, die Walzerweisen spielte, wozu die lustige Gesellschaft tanzte. Dies war uns nicht unlieb, denn wir erwarteten, daß nach einem solchen Vergnügen, bei dem es nicht ohne tapferes Trinken abging, unsere Husaren nur um so tiefer schlafen würden. Gegen neun Uhr zerstreute sich die Menge. Nun zählten wir die Minuten, da der entscheidende Augenblick nahte. Mit dem Glockenschlage elf kroch Neustädter aus der Öffnung in der Plankenwand, trat auf das aufgeschichtete Brennholz und

erreichte mit einem leichten Sprung den Boden. Ich folgte ihm. Meine Beine waren durch das viertägige, bewegungslose Liegen sehr steif geworden, und als ich meinen Fuß auf den Holzhaufen setzte, fielen mehrere Scheite mit großem Geräusch zur Erde. Einen Augenblick später hörte ich in geringer Entfernung den Tritt einer Patrouille. Es gelang mir, zur Erde zu springen und mich zu verbergen, ehe die Patrouille um die Gasse bog. Ich fand Neustädter in dem Häuschen und Adam kam nach einigen Minuten.

Die Frau unseres Freundes in dem Häuschen hatte eine köstliche Rindfleischsuppe mit Reis für uns bereit. Nachdem diese unsere Kräfte gestärkt, machten wir uns auf den Weg durch die Gärten nach dem Kanal. Es war eine helle Mondnacht und wir hielten uns vorsichtig im Schatten der Hecken, um nicht gesehen zu werden. Dies gelang, bis wir an dem Graben hart bei der Mündung des Kanals ankamen. Da erwartete uns ein neuer Schrecken. Ein Wachtposten marschierte auf und ab jenseits der Mündung, kaum dreißig Schritt davon entfernt. Wir hielten an und duckten uns hinter der Hecke. Hier war nur eins zu tun. Wie der Mann uns den Rücken kehrte und nach der andern Seite ging, schlüpfte einer von uns vorsichtig in den Kanal. Die beiden anderen gerade so nachher. In wenigen Minuten waren wir dort versammelt. Wir krochen behutsam vorwärts und stießen auch wieder auf unsere alte Bank, wo wir ein wenig ausruhten. Dann unseren Weg verfolgend, fanden wir das Gitter in seinem alten Zustande, krochen durch und sahen bald vor uns einen hellen Schein durch dunkles Blätterwerk dringend, der uns zeigte, daß der Ausgang ins Feld vor uns lag. Wir standen nochmals still, um unsere Pistolen fertig zu machen — ob sie nach der Durchnässung hätten abgefeuert werden können, ist fraglich —, denn nach allem, was wir gelitten, waren wir nun nötigenfalls zum Äußersten entschlossen, um uns den Weg zu bahnen. Aber der Ausgang war frei, die Postenkette verschwunden. Das Welschkornfeld lag vor uns. Ein leiser Pfiff von unserer Seite wurde sogleich beantwortet, und unser Mann trat aus dem Korn hervor.

Er berichtete uns, daß die Bahn frei sei. Wir schritten rüstig vorwärts, und in weniger als einer Stunde hatten wir das Dorf Steinmauern erreicht. Unser Freund führte uns an das Rheinufer und zeigte uns einen Kahn, in dem ein Mann fest schlafend lag. Er wurde schnell geweckt und unser Freund kündigte ihm an, wir seien die Leute, die über den Rhein gesetzt werden sollten. „Das kostet fünf Gulden“, sagte der Bootsmann. Ich reichte ihm den verlangten Lohn und bot auch noch etwas Geld unserem braven Führer an. „Ihr habt mir schon genug gegeben“, sagte dieser. „Was ihr noch habt, braucht ihr wohl selbst. Gott behüt euch!“ Damit schüttelten wir einander die Hände zum Abschied. Wir Flüchtlinge stiegen in den Kahn, und unser Freund wanderte nach Rastatt zurück.

[So gelangten wir nun in Münchhausen im Elsass an.] Als ich mich nun wirklich in Freiheit und Sicherheit wußte, war mein erster Impuls, nach dem viertägigen Schweigen oder Flüstern, einmal laut zu schreien. Meinen Schicksalsgenossen war es ebenso zumute, und so schrien wir denn nach Herzenslust.

Was hat es nun mit dem Carl-Schurz-Brunnen auf sich? Genau hier stieg Schurz mit seinen beiden Gefährten aus dem Kanal heraus. So gelang ihnen etwas, was unter den vielen Tausend Aufständischen nur ganz wenigen glückte: Sie entkamen den Preußen. Ihr Kampf für die Freiheit Deutschlands war gescheitert, aber so konnten sie wenigstens ihre persönliche Freiheit retten.

¹ Carl Schurz, Flucht aus der Festung Rastatt. Erinnerungen an die Badische Revolution. Mit einer Einführung von H. Bender und zeitgenössischen Abbildungen. Waldkirch 1983, S. 83 ff.